

Das Ausatmen der Zugvögel

Abgesehen davon, dass ich es immer irgendwie gewusst hatte, war ich mir damals dann völlig sicher: Irgendwann würde sie weg sein. Ich war 16. Ich hatte dieses Buch gefunden. Es war aus Tyvek und aus verschiedenen handgeschöpften Papieren gemacht. Schön, edel sah es aus. Ich hatte es einfach aufgeschlagen. Und zu lesen begonnen. Ohne Hintergedanken. Doch nachdem ich begonnen hatte, konnte ich es nicht mehr welegen. Es war ihr Tagebuch. Ich wusste, dass es falsch war. Dass es mir nicht zustand. Aber ich konnte es nicht mehr stoppen. Erzählt habe ich es ihr nie. Dabei hätte sie sogar Verständnis gehabt; sie ist so ein Mensch. Dennoch wagte ich es nicht. Es hätte etwas kaputt gemacht. Nicht in ihr, nicht in unserer Beziehung. Aber in mir. Ich war von mir selbst enttäuscht. Und vielleicht hoffte ich, wenn ich es ihr nicht erzähle, dann würde die Tat einfach verschwinden. Wie auch die Störche jedes Jahr aus meinem Leben verschwinden. Später legte ich das Buch an Ort und Stelle zurück. Aber ich bezahlte. Einen Preis. Von diesem Zeitpunkt an lauerte etwas. Irgendwie war es immer da. Ich hatte meine Unbeschwertheit eingebüßt, meinen feinen, kleinen Glauben, sie würde immer bleiben. Hier. In meiner kleinen, feinen Welt.

Sie hat mir keine Nachricht hinterlassen. Nur dieses Büchlein in meinem Postkasten. Wieder so ein selbstgemachtes Notizbuch. Sie hat Hunderte davon gemacht. „Mixed Media“, hat sie oft gesagt, „so nennt sich das wohl heute. Ich bleibe bei Collage.“ Ständig sagte sie solche Sachen. Genauso wie ich sie ständig mit irgendwelchen Werkzeugen, Nadeln oder Stiften sah. Wer benutzt denn heute schon zu Hause eine Buchbinder Ahle? Sie tat es. Meine Mutter hatte viele derartige Dinge. Sie liebte Handwerkliches, doch hatte ich eher den Eindruck, dass es ihr bei diesen Tätigkeiten um etwas Anderes ging, als um die Freude und Wertschätzung der Handarbeit. Auch wenn sie es nicht sagte: Diese Tätigkeiten machten sie frei. Unabhängig. Das war ihr wichtig, Vieles selber machen zu können. Ihre eigene Herrin zu sein. „Zugvogel“ steht auf dem Umschlag des Büchleins. Das ist das einzige. Ein einziges Wort. Ein einzelnes Wort. Ein vereinzelt Wort. Auf einem selbstgemachten Buch.

Als ich klein war, kam sie mir oft wie ein Vogel vor. Sie hatte etwas Brütendes, Warmes, Beschützendes. Sie konnte mich umarmen. Also so richtig umarmen. Nicht dieses laue Berühren, dieses verhaltene Befühlen, wie es sich die meisten Menschen so leichtfertig umhängen. Wenn sie umarmt hat, dann hat sie wirklich umarmt. Mit all ihrem Sein. Die Umarmung kam an. Durch und durch. Und ließ einen nicht mehr los, selbst wenn meine Mutter es schon längst getan hatte. In meiner kindlichen Wahrnehmung hatte sie aber auch etwas Flatterhaftes, Unkontrollierbares. So als könnte sie jederzeit abheben und verschwinden. Und irgendwie war sie auch immer ein bisschen woanders. Zumindest ihre Gedanken. Das macht die Sehnsucht, sagte sie dann, wenn sie ihr Abdriften in meinen fragenden Augen erkannte. Ja, Sehnsucht hatte sie. Spürbar, mit jedem Atemzug. Und ansteckend. Strömte mir mitten ins Herz hinein, sodass ich keine Chance hatte zu sagen: He, das ist aber deine, nicht meine. Sie hat sie einfach weitergegeben. Weitervererbt. So wie sich auch Haar- und Augenfarbe vererben. „Wenn du ein Kind in dir trägst, dann gibst du alles von dir weiter“, hatte sie mir damals gesagt, als wir Fotos von meinen ersten Lebenstagen anschauten. „Wirklich. Allee, hatte sie nachdenklich gesagt. „Angenommen, du bist viel gereist in deinem Leben, dann gibst du die Erfahrungen all dieser Reisen weiter. Also wenn du in Afrika gewesen bist, dann wächst deinem Kind automatisch ein bisschen Afrika in die Gene und in die Seele. Und wenn du dein Leben lang vom Reisen nur geträumt, es aber nicht gemacht hast, dann bekommt dein Kind eben Sehnsucht ins Herz gepflanzt, noch ehe es seinen ersten Atemzug getan hat. So ist das.“ Danach hörte ich ein leises Ausatmen, von dem ich nicht genau

sagen konnte, ob es tatsächlich stattgefunden hatte. Es war so sanft, so unmerklich. Und dennoch kraftvoller als ihre sonstigen Atemzüge. Die Tatsache, dass sich Erfahrungen auf das Kind übertragen, wäre ihr innerhalb der ersten Jahre ihrer Mutterschaft immer bewusster geworden, hatte sie gesagt. Und auch die Bürde, die dadurch auf ihr lastete. Nicht nur auf ihr. Ein Fluch der Mutterschaft. Wobei sie dieses Wort nicht mochte. Sie fand es zu verstaubt, zu belastet für eine moderne Sache. Denn ja, Mutterschaft, wie sie sie verstand, war revolutionär. Sie war stolz, Mutter zu sein und sich mir zu widmen, wie sie sagte, während andere sich bereits nach kurzer Zeit auf dem Posten zurückmeldeten und sich dabei fortschrittlich fühlten. Sie gestand das fraglos jeder Frau zu. Und sich selbst gestand sie zu, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es für richtig und wichtig hielt. Unabhängig von sozialen und wirtschaftlichen Forderungen. Einen Feminismus, der ein würdevolles Frausein ausschloss, lehnte sie ab. Du schenkst dich diesem jungen Menschen, du gibst dich hin, erntest die Beobachtung, wie aus dem Du ein Ich erwächst und wie in Dir selbst Platz gemacht wird für ein zweites Sein. So oder so ähnlich stand es eine Zeit lang irgendwo verborgen in dem Zettel-Chaos an unserer Kühlschrankschranktür.

Sie hatte Talente; so viele wie Träume. „Ist das nicht dasselbe?“, hatte sie mich damals gefragt, als wir auf Hundertwasser zu sprechen gekommen waren. Er würde seine Bilder träumen, erzählte sie mir. Das Bild sei dann die Ausbeute des Traums. „Solange du träumen kannst, kannst du alles tun und sein.“ Eine ihrer Gaben war das Erzählen. Das Geschichten-Erzählen. Allerdings hatte ich insgeheim den Eindruck, sie erzähle diese eher für sich selbst. Sie lebte ihre Erfindungen, Empfindungen so sehr, diese Ausuferungen in ihrem Kopf. Sie lebte ihre Träume im Kopf. Von Zugvögeln hat sie mir sehr oft erzählt. Sie war fasziniert von diesen Tieren. Zugvögel hätten eine eigene innere Uhr, die ihnen das Signal zum Aufbruch gäbe. Die Zugrichtung sei ebenso angeboren. Und sie würden den Weg an ihr fernes Ziel so genau einhalten, als gäbe es eine unsichtbare Straße. Diese Vögel würden sich an der Landschaft, den Magnetfeldern, der Sonne, den Sternen orientieren. Sie war angetan von diesem natürlichen Kompass. Von diesem inneren Wissen der Tiere, was sie wann zu tun hätten: jedes Jahr an denselben Ort zurückkehren; zum Brüten und Aufziehen der Kinder; oft sogar wieder in dasselbe Nest wie die Jahre davor; irgendwann wieder losfliegen; an den anderen Ort; den Ort des anderen Lebens; an den Ort des „Auch-Lebens“; die Grenzen hinter sich lassend. Die Entscheidung evolutionär im Herzen tragend. Ohne sie auch nur für eine Sekunde in Frage zu stellen.

Der Storch hatte es ihr besonders angetan. Ich bin Pannonierin, pflegte sie lächelnd zu sagen, wenn jemand die Augen ob ihrer Begeisterung für Meister Adebar verdrehte. Wie könnte mir dieser Vogel egal sein? Sie hatte irgendwann ein Gedicht entdeckt; den Namen der Schriftstellerin weiß ich nicht mehr. Es hieß „Ode an den Storch“. Sie hatte es mir ein paar Mal vorgelesen: „Was Hinz der Adler, ist mir der Storch. Dieser schwarz-weiße Bruder mit blutroten Beinen, herzfARBENEM Schnabel. Seh' ich ihn, sticht er mich, rührt an mein Herz, wo Sehnsucht pocht. Von der Mitte des Brustbeins einen halben Zentimeter nach links, dort ist der Platz. Setzt sich dann hinter den Augäpfeln fort; kann salzige Tränen fließen lassen.“¹ Das hat ihr gefallen. Oder anders: Es entsprach ihrer ureigenen Melancholie. Seit ich denken kann, wollte sie weg. Weg von Oberflächlichkeiten. Weg von Erwartungen. Weg von entseelten Beziehungen.

Auch mein Vater konnte ihr die ersehnte Herzensverbindung nicht bieten. Als ich mit 16 in ihrem Tagebuch gelesen hatte, standen da all ihre Zweifel, ihr eigenes Erstauntsein: Was hatte sie und meinen Vater einst verbunden? Sie wusste es nicht mehr. Es war einfach abhandengekommen. Wie auch Zugvögel manchmal abhandenkommen

¹ 1 Zitat aus: Sommer, Susanne. See-le-ben. Berger. 2019

können. Manchmal verliert man sich. Manchmal vernadelt sich der Kompass. Manchmal gibt es Risse im Drehbuch. Risse in der Erinnerung. Wohl hätte sie geahnt, dass da einmal etwas gewesen sein musste, aber letztendlich brachte sie die Puzzleteilchen nicht mehr eindeutig zusammen. Natürlich hatten sie sich über die Jahre auch ganz klassisch auseinandergelebt. Doch wäre ihr auch irgendwann bewusst geworden, dass sie sich eigentlich nie wirklich gekannt hatten. Das Nicht-Kennen war ein tiefgreifendes. Ein Nicht-Erkennen. Sie wären beide gute Menschen, aber sie könnten sich selbst im anderen nicht so recht finden. Schon wäre sie verliebt gewesen. Aber vielleicht eher in eine Vorstellung, wie sie ihr ihre romantische Gesinnung gebot. Sie hätte sich selbst in die Falle gelockt. Jene der fein säuberlich erschaffenen Illusion. Sie habe in Wirklichkeit seine Realität zu ihrer eigenen gemacht und wäre dabei beinahe vollständig unter seinen Fittichen verschwunden; freiwillig, bis sie aufwachte. Und außer verstaubter Daunen nur wenig sehen, hören und atmen konnte.

Das Atmen war ohnehin ein Problem für sie gewesen. Des Öfteren dachte sie laut darüber nach, dass das vielleicht an der nahen Grenze liegen könnte. Sie hätte das Thema mal mit einer Bekannten, einer Psychologin, diskutiert; diese habe sie dann sehr ernsthaft gefragt, ob sie denn wirklich glaube, dass Grenzen keine Wirkung auf Menschen hätten. Auf ihre Seelen. Und Horizonte. Auf ihre Weiten. Und Kammern.

Allerdings: Grenzen einzureißen, wo sie nur allzu gern aufrechterhalten werden, sei sinnlos. Sie solle einfach in die andere Richtung fliegen. Und schon hatte sie wieder an ihre Zugvögel denken müssen. Sie beschäftigte sich in der Tat recht ausführlich mit diesen Tieren, besonders eben mit den Störchen. Deren spätsommerlichen Aufbruch beobachteten wir beide jedes Jahr gemeinsam. Schon Tage davor formierten sich diese großen Vögel. Zogen würdevoll ihre Bahnen. Verwirbelten sich, bis es dann soweit war. Die Reise vor sich; die Wildheit, das Abenteuer. Und natürlich auch die Sehnsucht, wie sie immer wieder behauptete. Die Vorfreude, den Bosphorus oder Gibraltar wiederzusehen, je nach Reiseroute. Die Puszta hinter sich zu lassen. Und die Grenzen zu überfliegen. Natürlich scheren sich die Vögel nicht darum, wie wir Menschen uns und unser Hab und Sein mit Grenzen bedacht haben, sagte sie dann. Aber sie könne es dennoch fühlen. Die instinktive Erleichterung der Vögel, wenn sie wieder eine Grenzlinie überquerten. Und dann erzählte sie mir jedes Mal dieselbe Geschichte: dass sie die Vögel atmen hören könne. Genau in dem Moment, in dem sich die Störche entscheiden, sich in Formation zu bringen und endgültig loszuziehen, sei ein Ausatmen zu hören. Ein ganz deutliches. Man müsse nur still genug sein. Als Kind hielt ich dann meinen Atem an und lauschte. Aber ich konnte nichts hören. Außer die rasenden Fragen meines Herzens.

Wenn wir manchmal bis weit in die Nacht hinein aufblieben, um die Sterne zu beobachten, erzählte sie mir, dass Zugvögel zumindest einmal in ihrem Leben den Sternenhimmel gesehen haben müssen, um diesen als Orientierung nutzen zu können. Um ihren Kompass einzustellen. Um ihrer Bestimmung zu folgen. Einen wesentlichen Teil dieser Geschichte sparte sie damals allerdings aus. Den erfuhr ich erst Jahre später. Durch meine unheilvolle Neugierde. Sie schrieb in ihrem Tagebuch, dass die Sterne sie jedes Mal, wenn sie zu ihnen emporblickte, an ihre eigene Wahrheit erinnerten; ja sie eindringlich darauf hinwiesen, sich der natürlichen Einstellung ihres Kompasses hinzugeben. Die Nadel zeigt nach Süden, flieg endlich los, würden sie ihr zurufen. Und wieviel Kraft es sie immer wieder gekostet hätte, diesen Aufschrei des Nachthimmels zu ignorieren und ihre innere Orientierung auf Vernunft zu kalibrieren. Und dass sie dabei unweigerlich auch immer an diesen Film aus den 1990ern mit Meryl Streep und Clint Eastwood denken musste: die Brücken am Fluss. Eine Frau in der Einöde, gelandet in einem Leben, das ihr nicht entspricht. Dennoch nicht bereit zu gehen, selbst als sie die Möglichkeit dazu hat.

Weißt Du, ich habe beschlossen, das Notizbuch zu den Brücken zu bringen. Zu dem Fluss an der Grenze. Zu dem Fluss, der eigentlich ein Kanal ist. Ein Hochwasserschutzprojekt. Aber man kann das Wasser darin fließen sehen. Und somit ist es ein Fluss. Es gibt dort eine Brücke. Ein altes Holzbrücklein. Das einst den keuchenden Beinen tausender Menschen zur Flucht verholfen hatte. Dort werde ich das Buch deponieren. Vielleicht mache ich sogar ein Geocaching-Versteck daraus. Weißt Du, was das ist? Der Sohn meiner Freundin macht das gern. Jeder, der das versteckte Koordinaten hinterlassen. Seine Initialen. Seinen persönlichen Abdruck. All die Sehnsüchte dieser Sucher und Finder werden sich in dieses Buch einschreiben. Und wenn die Zugvögel im frühen Herbst aufbrechen, werden sie diese Sehnsüchte direkt zu ihr tragen. Egal, wo sie gerade fliegt. Und dann werde ich es endlich hören können: das Ausatmen der Zugvögel.